

Ein Bethaus für die Völker

Jehuda Glick über den Dritten Tempel

MYTHOS UND WISSENSCHAFT

Das Rätsel der verlorenen Stämme

OFFENE HERZEN SIND HILFREICH

Ein Siedler über gute Nachbarschaft





4

URALTES MYSTERIUM

Auf der Suche nach den Verlorenen Stämmen Israels



7

TEMPELINSTITUT

Aktiv für den Dritten Tempel



8 JEHUDA GLICK IM INTERVIEW

Die Welt mit Jerusalem verbinden

10 LEBEN IN DER SIEDLUNG

„Ein Miteinander ist möglich“

14 SAEB EREKAT

Gegen eine Normalisierung

15 BIBELBLICK

Israel – gesegnet und geheiligt

12

JOE BIDEN

Zurück zu Obama

Hilfsorganisation Keren Hayesod erreicht Spendenziel

In einer Crowdfunding-Kampagne hat die israelische Hilfsorganisation Keren Hayesod ihr Spendenziel von 600.000 Euro erreicht. Bei der Aktion vom 13. bis zum 15. September zum



Ziel erreicht: Die Spenden sollen drei Etagen eines neuen Wohnheims finanzieren

100-jährigen Jubiläum sind mehr als 630.000 Euro eingegangen. Das Geld soll drei Stockwerke eines Wohnheims für Holocaust-Überlebende in Be'er Scheva finanzieren. Die Etagen werden den Namen von Fritz Bauer tragen. Der hessische Generalstaatsanwalt arbeitete in den 60er Jahren im Geheimen mit israelischen Behörden zusammen und trug maßgeblich dazu bei, den SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann für dessen Verbrechen während des Holocaust vor Gericht zu bringen.

Keren Hayesod unterhält in dem Gemeinschaftsprojekt „Amigour“ zusammen mit der israelischen Regierung 57 betreute Seniorenwohnanlagen in Israel. Derzeit finden dort 7.500 ältere Menschen eine Bleibe. Etwa ein Drittel der gut eine Million Senioren in Israel lebt unterhalb der Armutsgrenze. Davon sind auch die etwa 180.000 verbliebenen Holocaust-Überlebenden betroffen. Mit Unterstützung von Keren Hayesod sollen in den kommenden Jahren 2.650 neue Apartments entstehen. Das geplante neue Gebäude mit 17 Stockwerken umfasst 111 Wohnungen und Gemeinschaftsräume. Von den umgerechnet 16 Millionen benötigten Euro werden etwa 78 Prozent vom israelischen Staat und der Einwandererorganisation Jewish Agency beigesteuert. Die restlichen 22 Prozent sollen durch Spenden abgedeckt werden.

Für das betreute Wohnen bei Amigour zahlen die Bewohner eine symbolische Miete von etwa 75 Euro im Monat. Die kleinen Wohnungen sind mit einem Notrufsystem ausgestattet, haben einen Wohn- und Schlafbereich, eine Küchenzeile und ein Bad. Zudem verfügt jede Etage über einen barrierefreien, bombensicheren Schutzraum. Die Hausdirektoren halten täglich Kontakt zu den Bewohnern.

Prominente Deutsche wie der nordrhein-westfälische Ministerpräsident Armin Laschet, Bundesjustizministerin Christine Lambrecht, der Grünen-Politiker Volker Beck und die Moderatorin Barbara Schöneberger unterstützen die Aktion mit Spendenaufrufen. Die Hilfe bei der Einwanderung von Juden nach Israel und der Aufbau eines jüdischen Heimatlandes waren 1920 Anlass für die Gründung von Keren Hayesod in London. | Timo König



Liebe Leserin, lieber Leser,

das Jahr 2020 wird in Erinnerung bleiben. Das Coronavirus machte weltweit Schlagzeilen. Wirtschaft und Tourismus wurden ausgebremst. Bis zum 11. März war ich mit einer Reisegruppe in Israel. Kurz darauf gingen die Grenzen zu und der internationale Reiseverkehr ging zu Boden. Im Gedächtnis bleibt der wunderbare Frühling in Israel. Der See Genezareth füllte sich nach reichlich Winterregen und die Wüste zeigte sich grün und in bunten Farben, wie ich sie noch nie sah.

2020 wird in Erinnerung bleiben. Die Eiszeit zwischen weiteren arabischen Staaten und Israel ging zu Ende. Inzwischen wuchs die Zahl islamischer Länder, die ihr Verhältnis zum jüdisch geprägten Staat normalisierten. US-Präsident Donald Trump hatte mit der Eröffnung der Botschaft in Jerusalem 2018 ein neues Kapitel der Nahost-Politik aufgeschlagen. Wie geht es weiter? Falls der Demokrat Joe Biden ab dem 20. Januar als US-Präsident dient, würde er im Nahen Osten einen weniger entschiedenen Ansatz verfolgen als sein Vorgänger. Damit ist Zwist mit Jerusalem vorprogrammiert. Mehr dazu in einer Analyse von Daniel Frick ab Seite 12.

Mirjam Holmer hat eine Siedlerfamilie besucht und schreibt: „Asriel und Varda Simchoni sind Siedler der ersten Stunde. Sie erinnern sich an die Anfangsjahre ihrer Wahlheimat Ofra. Unausweichlich kommen sie auch auf die damals guten Beziehungen mit den arabischen Nachbarn zu sprechen. Das klingt dann ganz anders als das, was vielfach über Siedlungen in den Medien zu lesen und zu sehen ist.“ Der Bericht ab Seite 10.

2020 wird in Erinnerung bleiben: Zwanzig Jahre Israelnetz. Im März 2000 wurde das Internet-Portal während der Internationalen Tourismusbörse Berlin gestartet. Auf vielen Kanälen und mit dem vorliegenden Israelnetz Magazin berichten wir aktuell über den Orient und beleuchten biblische und politische Hintergründe.

In dieser Ausgabe befasst sich Martin Schlorke mit dem Tempelinstitut in Jerusalem. Gläubige bereiten sich und ganz Israel auf einen neuen Tempel vor. Die 1987 von Rabbi Jisrael Ariel gegründete Einrichtung hat in den Jahren seit ihrer Gründung unter anderem originalgetreue Geräte wie den goldenen Räucheraltar hergestellt.

So spannt sich ein Bogen von vergangenen Zeiten in die Zukunft. Auch die Frage nach den verlorenen Stämmen Israels berührt diesen geschichtlichen Bogen. Als die Assyrer das Nordreich zerstörten und die Bevölkerung versklavten und vertrieben, war das nicht das Ende der Geschichte. Die Propheten sprachen von der Heimkehr des Volkes aus allen Himmelsrichtungen. Heute hält moderne Forschung Ausschau, mit DNA-Vergleichen blicken Wissenschaftler hoffnungsvoll nach Asien und nach Afrika. Mehr dazu von Timo König ab Seite 4.

Tatsache ist: Aus über einhundert Staaten der Erde sind Juden gekommen. Unvorstellbar noch vor 150 Jahren: Ein moderner demokratischer Staat jüdischer Prägung.

Ich wünsche namens der Israelnetz-Redaktion eine spannende Lektüre.
Schalom

Ihr

Egmond Prill



IMPRESSUM

Herausgeber

Christliche Medieninitiative pro e.V.
Charlotte-Bamberg-Straße 2
D-35578 Wetzlar
Telefon +49 (64 41) 5 66 77 00
Telefax +49 (64 41) 5 66 77 33
israelnetz.com
info@israelnetz.com

Vorsitzender Michael Voß

Geschäftsführer

Christoph Irion (V.i.S.d.P.)

Büro Wetzlar Dana Nowak

(Redaktionsleitung), Daniel Frick,
Elisabeth Hausen (Leitende
Redakteurin online), Timo König,
Egmond Prill, Martin Schlorke

Büro Jerusalem Mirjam Holmer

Titelfoto

Der ehemalige Abgeordnete Jehuda Glick
auf der Armon HaNatziv-Promenade in
Jerusalem | Quelle: flash90

Redaktionsschluss dieser Ausgabe:

17. November 2020

Spenden

Israelnetz lebt von Ihrer Spende.
Volksbank Mittelhessen eG
IBAN DE73 5139 0000 0040 9832 01
BIC VBMHDE5F
www.israelnetz.com/spenden

Auf der Suche nach den Verlorenen Stämmen Israels

Zehn israelitische Stämme sind seit ihrer Verschleppung nach Assyrien im 6. Jahrhundert vor Christus verschollen. Bibelleser stellt das vor die Frage, wie sich die Prophetien über die Rückkehr aller Kinder Israel ins Heilige Land da noch erfüllen können.

Timo König

Für viele Juden und Christen bedeutet die Rückkehr des jüdischen Volkes in das Gelobte Land die Erfüllung biblischer Prophezie. Im Alten Testament kündigte Gott durch die Propheten an: „Siehe, ich nehme die Söhne Israel aus den Nationen heraus, wohin sie gezogen

ger Rehabeam zum Bruch: Rehabeam hielten nur die Stämme Juda und Benjamin die Treue. Die zehn anderen verweigerten ihm die Gefolgschaft und bildeten im 9. Jahrhundert vor Christus das Nordreich Israel. Wegen des intensiven Götzendienstes im Nordreich warnten die Pro-



Der „Schwarze Obelisk“ zeigt den israelitischen König Jehu, oder dessen Botschafter, kniend vor dem assyrischen Monarchen Salmanasser III. (etwa 827 v. Chr.)

sind, und ich sammle sie von allen Seiten und bringe sie in ihr Land“ (Hesekiel 37,21). Seit der ersten großen Einwanderungswelle 1882 sind rund 3,8 Millionen Juden ins Land ihrer Vorfahren heimgekehrt. Doch die heutigen Juden gelten in erster Linie als Nachfahren der Stämme Juda und Benjamin – daher die Bezeichnung „Juden“. Die restlichen zehn Stämme sind seit ihrer Verschleppung durch die Assyrer von der Bildfläche verschwunden.

Nachdem Israel unter den Königen David und Salomo seine politische und geistliche Blütezeit erlebte, kam es unter dem Thronfol-

pheten vor göttlichen Strafgerichten. Im 8. Jahrhundert eroberte der Assyrerkönig Sargon II. Samaria, die Hauptstadt des Nordreiches, und verschleppte die Israeliten. Aus dem 5. Jahrhundert vor Christus gibt es noch Nachweise hebräischer Namen in Assyrien. Danach verwischen ihre Spuren.

Das Südreich Juda existierte weiter. Hier marschierte der babylonische König Nebukadnezar II. in den Jahren 597 bis 587 vor Christus ein und deportierte die Oberschicht in sein Reich. Unter dem Perserkönig Kyrus durften die Verbannten in ihr Land zurückkehren. Sie lebten in Israel bis

zur Zerstörung des zweiten Tempels und ihrer Zerstreuung durch die Römer im Jahre 70 nach Christus. In heutiger Zeit kehren viele ihrer Nachkommen in das Land der Vorfäter zurück.

Engländer und Japaner in Wirklichkeit Israeliten?

Was aus den Verlorenen Stämmen wurde, weiß niemand mit Sicherheit. Die jüdische und christliche Religionsgeschichte ist reich an Versuchen, Volksgruppen mit ihnen zu identifizieren. Es gibt kaum ein Volk, das nicht irgendwann mit den Verlorenen Stämmen in Verbindung gebracht wurde. Im 17. Jahrhundert spekulierte der Prediger Thomas Thorowgood über eine jüdische Abstammung der amerikanischen Ureinwohner. Als Beleg führte er Ähnlichkeiten zwischen der hebräischen Sprache und Indianersprachen an. Diese wurden von Sprachexperten allesamt verworfen. Die ersten Missionare in Neuseeland meinten zudem, dass die Ureinwohner der Inseln, die Maori, zu den zehn Stämmen zählen.

Im 19. Jahrhundert verbreitete sich der sogenannte Anglo-Israelismus. Demzufolge sind die Verlorenen Stämme mit dem Reitervolk der Skythen identisch. Darauf deute die Tatsache, dass diese zur gleichen Zeit in der Geschichte am gleichen Ort auftraten, wohin die Israeliten verschleppt wurden. Die Skythen seien nach Europa vorgedrungen und hätten sich zu den Angelsachsen entwickelt. Mit den Briten habe sich die Prophezeiung erfüllt, dass die Israeliten auf „fernen Inseln“ wohnen werden und sich in alle Erdteile, an die Enden der Erde ausbreiten werden. So sei es geschehen: Ihre Nachfahren leben in Amerika, Australien und Südafrika.

Eine andere Theorie besagt, dass die Vertriebenen ostwärts wanderten und sich in Japan niederließen. So habe der erste bekannte japanische König im Jahr 730 vor Christus Osee geheißt und der letzte israelitische König 722 Hosea. Zudem gebe es im Schintoismus viele Parallelen zum jüdischen Tempeldienst: Der Schintotempel sei in ein Heiligtum und ein Allerheiligstes getrennt. Auch die Priesterhauben mit einem kleinen Kästchen erinnerten an das Judentum.

Eine mögliche Spur

Nicht alle Theorien sind so abwegig wie die genannten. Die äthiopischen Falaschen etwa erkannte der sephardische Oberrabbiner Ovadia Josef 1973 als Juden an und entschied, dass sie nach Israel gebracht werden sollten. Der Einschätzung schloss sich 1975 der aschkenasische Oberrabbiner an. Heute leben etwa 130.000

Falaschen in Israel. Nach Auffassung der israelischen Regierung sind sie Nachkommen des Stammes Dan. Die Ansicht stützt sich auf rabbinische Quellen des Mittelalters. Außerdem entspricht die Religionspraxis der Falaschen vielfach der jüdischen vor Entstehung des Talmuds. Hinweise auf eine Abstammung von den Verlorenen Stämmen sehen einige Historiker auch bei Juden im Gebiet des heutigen Usbekistan. Sie gehen davon aus, dass die Exilierten im Perserreich entlang der Seidenstraße dorthin gelangten. Laut antiken Quellen soll ab dem 5. Jahrhundert ein Semitenstamm, die „Nephtaliten“, über weite Teile Zentralasiens geherrscht haben, mit Buchara als Hauptstadt. Die Herkunft der Dynastie ist unbekannt. Einige gehen davon aus, dass es sich um den Stamm Naftali handelte. Auf israelitische Herkunft deuten auch Funde von über 2.000 Jahre alten Tonscherben mit hebräischen Buchstaben. Die meisten Buchara-Juden sind bereits nach Israel immigriert. Sie werden jedoch nicht offiziell den Verlorenen Stämmen zugerechnet, sie haben sich in das normative Judentum integriert.

Manche glauben, dass die Israeliten sogar noch weiter nach Osten wanderten. So regierte ebenfalls im 5. Jahrhundert vor Christus über Teile von Afghanistan, Pakistan und Indien der Stamm „Savula“. In Westindien existiert bis heute eine kleine jüdische Gemeinschaft, die sich „Bene Israel“, „Kinder Israels“, nennt und möglicherweise auf den Stamm Sebulon zurückgeht. Über Jahrhunderte hat sich die Gemeinschaft jüdisch anmutende Gebräuche bewahrt, teils ohne deren Bedeutung zu kennen. Das Israelische Oberrabbinat erkannte die Bene Israel 1962 als „Juden in jeder Hinsicht“ an. Der Großteil ist nach Israel eingewandert, ihre Gemeinschaft lebt hauptsächlich in Be'er Scheva. Die Bene Israel haben sich religiös in das sephardische Judentum integriert.

An der östlichen Grenze Indiens, in der Region Manipur, lebt eine Gruppe, die sich „Bnei Menasche“ nennt. Wie der Name andeutet, nehmen sie für sich in Anspruch, Israeliten vom Stamm Manasse zu sein. Zu den Anhaltspunkten zählen drei jährliche Feste, die an jüdische Feste erinnern, sowie etwa eine altertümliche Legendenerzählung. Darin ist von einem Roten Meer die Rede, das sich teilt, und einer Wolkensäule bei Tag und einer Feuersäule bei Nacht, die den Auszug aus dem Heimatland begleitete. Im April 2005 akzeptierte der damalige sephardische Oberrabbiner Schlomo Amar die Bnei Menasche als Nachkommen der Verlorenen Stämme. Sie müssen jedoch formell konvertieren, um nach Israel einwandern zu können. Etwa 4.000 von ihnen leben mittler-

Stoff für Legenden

Die meisten Historiker gehen davon aus, dass die zehn Stämme im Schmelztiegel des assyrischen Reiches aufgingen. Die Archäologin Rivka Gonen vom Israel-Museum erklärt: „Wenn man es historisch betrachtet, wurden alle möglichen Völker ins Exil verschleppt und verschwanden. Und ich glaube, dass die zehn Stämme auch verschwunden sind.“ Damit wäre eine wörtliche Erfüllung der biblischen Prophezeiungen nicht mehr möglich.

Eine mittelalterliche jüdische Überlieferung lokalisiert die Verschollenen irgendwo in Nordasien hinter dem legendären Fluss Sambation. Der Sage nach führt dieser an sechs Tagen der Woche reißendes Wasser, sodass die Israeliten ihn nicht überqueren können. Am Sabbat kommt er zur Ruhe, doch dann ist es ihnen verboten, den Fluss zu befahren. Erst beim Kommen des Messias würden sie den Fluss überwinden können.

weile im jüdischen Staat. Insgesamt gehören ihrer Volksgruppe 3,7 Millionen Menschen an, von denen aber nicht alle an eine eigene israelitische Abstammung glauben.

Die Entwicklung gefällt längst nicht allen Israelis. 2003 sagte der damalige Innenminister Avraham Poras abfällig: „Nur Bewohner der Dritten Welt scheinen interessiert, zu konvertieren und nach Israel einzuwandern.“ Auch die Forsch-



Diese Angehörigen der Bnei Menasche identifizieren sich klar mit dem Judentum und Israel

rin Rivka Gonen erklärt sich das Bestreben der Bnei Menasche so: „Diese Volksgruppe scheint wirtschaftlich arm und auf der unteren sozialen Skala der Gesellschaft gewesen zu sein. Für diese Menschen mag die Idee, dass sie Erben einer göttlichen Verheißung sind, eine große Anziehungskraft haben.“ In der Tat schießen überall auf der Welt sogenannte „Emerging Jewish Societies“ aus dem Boden, Volksgruppen, die angeblich ihre verlorene israelische Identität wiedergefunden haben: Von Nicaragua über Uganda bis Papua-Neuguinea. Zu ihren skeptischen Erforschern zählt Tudor Parfitt, führender Experte auf dem Gebiet jüdischer Gemeinschaften.

Neue Wege der Forschung

Umso mehr überraschten Parfitt seine eigenen Forschungsergebnisse zum afrikanischen Stamm der Lemba in Südafrika. Die Volksgruppe folgt den jüdischen Speisegesetzen, beschneidet ihre Söhne und vermeidet Mischehen mit anderen Volksgruppen. Ihrer Überlieferung nach wanderten die Lemba vor langer Zeit aus dem Nahen Osten über Arabien nach Afrika ein. Nicht nur bestätigten archäologische Funde ihre Wanderroute von der arabischen Halbinsel nach Südafrika: DNA-Tests zeigten, dass ihre Priesterkaste ein Gen in sich trägt, das typisch

für die jüdische Priesterlinie der Cohanim ist. Parfitt sagte in einem Vortrag 2013: „Seit etwa 13 Jahren haben Historiker ein neues Werkzeug für ihre Forschung. Es ist ein Geschichtsbuch, das jeder von uns in sich trägt.“ Durch DNA-Tests ist es möglich geworden, die Suche nach den Verlorenen Stämmen neu aufzurollen.

Die Erkenntnisse daraus könnten politische Landkarten umschreiben: Die Paschtunen in Afghanistan sind Muslime, zu ihnen gehören etwa die radikalen Taliban. Sie folgen neben dem Koran einem alten Kodex namens Paschtunwali. Der Rabbiner Harry Rosenberg bezeichnet ihn als „mosaisches Gesetz in seiner primitivsten Form“. Im Zweifelsfall folgen die Paschtunen nicht dem Koran, sondern dem Paschtunwali. Zudem vollziehen sie Beschneidung am achten Tag nach der Geburt, entzünden Kerzen am Schabbat, praktizieren die Leviratsehe und viele weitere biblische Vorgaben. Ihre Stammesnamen wie Rubeni, Gadi, Aschuri, Efridi und Jusefai klingen nach Ruben, Gad, Asser, Ephraim und Josef. Viele Paschtunen nennen sich selbst „Bani Israel“, Kinder Israels. Das ist paradox, da den Taliban Israel als ärgster Feind gilt. Dennoch sehen die meisten Gelehrten in den 50 Millionen Paschtunen die wahrscheinlichsten Kandidaten für Nachfahren der Verlorenen Stämme. Bisher ergeben DNA-Tests kein einheitliches Bild. Es wird weiter geforscht.

Bei einem anderen Erzfeind Israels scheinen die Ergebnisse eindeutiger. Schon der erste israelische Premierminister David Ben-Gurion vertrat die Ansicht, dass die palästinensischen Araber Nachkommen von Hebräern seien. Der aktivste Verfechter dieser Theorie ist derzeit Zvi Misinai, ein ehemaliger israelischer Software-Pionier. Ihm zufolge sind die Palästinenser Nachkommen von Juden, die nach der Vertreibung durch die Römer im Land blieben. Sie wären damit genau genommen nicht Teil der verlorenen zehn Stämme, sondern „verlorene Juden“. Laut Misinai sind sie später zur islamischen Konversion gezwungen worden. Die Universität Tel Aviv fand heraus, dass nur aschenasische Juden und Palästinenser das Gen eines weltweit einzigartigen Taubheitssyndroms teilen. Die Universität Madrid stellte fest, dass das Immunsystem beider Gruppen sich so stark ähnelt, dass auf eine gemeinsame genetische Identität geschlossen werden kann.

Bei der Suche nach den Verlorenen Israeliten ist nach wie vor viel Spekulation im Spiel. Nüchtern betrachtet ist es naheliegend, dass sie für immer verschwunden sind. Angesichts neuer Technologie scheint ihre Wiederentdeckung indes nicht mehr so abwegig wie einst. |

TEMPELINSTITUT

Aktiv für den Dritten Tempel

Eines Tages wird das Wohnhaus Gottes auf Erden, der Tempel in Jerusalem, wiedererrichtet werden. Darüber herrscht in weiten Teilen des Judentums Einigkeit. Kontroverser wird dagegen die Frage diskutiert, wann und von wem der Tempel aufgebaut werden soll. Das Jerusalemer Tempelinstitut hat dazu eine klare Meinung.

Martin Schlorke

Die Diskussion um den Dritten Tempel ist so alt wie die Zerstörung seines Vorgängerbaus im Jahr 70 nach Christus. Und auch der große jüdische Religionsphilosoph Maimo-



Der Eingang zum Tempelinstitut in Jerusalem

nides hat sich bereits vor mehr als 800 Jahren mit dem Dritten Tempel beschäftigt. In seinem bedeutenden religionsgesetzlichen Werk „Mischne Tora“ hält er fest: „Der Messias wird einst erstehen und das Königtum des Hauses David zu seinem ursprünglichen Stand bringen, zur Herrschaft, wie sie war. Er baut den Beit HaMikdasch, den Tempel in Jerusalem, wieder auf und sammelt die Zerstreuten Israels ein. In seinen Tagen werden alle Toragesetze wieder so sein, wie es die damaligen waren. Man wird Opfer darbringen und die Brachjahre und Jubeljahre halten, so wie es die in der Tora enthaltenen Vorschriften vorsehen.“

Anhänger des Jerusalemer Tempelinstitutes ziehen dagegen andere Schriften Maimonides' zu Rate und erkennen darin eine religiöse Pflicht, den Bau des Tempels voranzutreiben. Im „Sefer Igeret HaSchmad“ lehrt der Philosoph, dass die Erfüllung aller Gebote nicht vom Kommen des Messias abhängig sei. Vielmehr müssten die biblischen Gebote jederzeit eingehalten werden. Nach Ansicht des Tempelinstituts gehören dazu auch sämtliche Rituale. Ohne den Tempel würde allerdings ein Drittel der alttestamentlichen Vorschriften wegfallen. Das Tempelinstitut sieht es daher als seine Pflicht, „das Bewusstsein für den Tempel wiederherzustellen und die ‚vergessenen‘ Gebote zu reaktivieren“, heißt es in dem Onlineauftritt des Instituts.

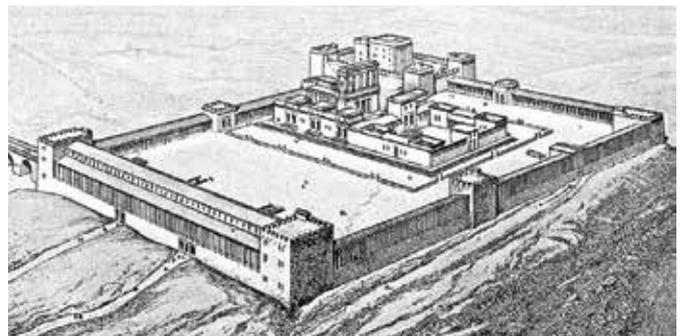
Museum, Forschungszentrum und Ausbildungsort

Damit der Dritte Tempel, und damit die Einhaltung der Gebote, Realität werden kann, scheidet das Tempelinstitut keine Kosten und Mühen. Die 1987 von Rabbi Jisrael Ariel gegründete Einrichtung hat in den Jahren seit ihrer Gründung unter anderem einen originalgetreuen goldenen Räucheraltar und eine Harfe, die der Messias bei seinem Kommen spielen soll, hergestellt. Für die Anfertigung einer Menora aus 24-karätigem Gold wurde sogar die amerikanische Raumfahrtbehörde NASA zurate gezogen. Die amerikanischen Wissenschaftler berechneten die genaue Gewichtverteilung des siebenarmigen Leuchters.

Zu sehen sind die für den Tempeldienst nötigen Utensilien im hauseigenen Museum in der Jerusalemer Altstadt. Darüber hinaus versteht sich das Tempelinstitut als Ausbildungszentrum. Priesternachkommen sollen in den rituellen Abläufen für den Dienst im Tempel geschult werden. Ein dritter Aufgabenbereich ist die Erforschung bestimmter Inhaltsstoffe, die für einige Rituale notwendig, aber heute unbekannt sind. |



Die Menora besteht aus 24-karätigem Gold



Rekonstruktion des Herodianischen Tempels, der im Jahr 70 von den Römern zerstört wurde

Die Welt mit Jerusalem verbinden

Der orthodoxe Rabbiner Jehuda Glick setzt sich unter anderem dafür ein, dass alle Menschen auf dem Jerusalemer Tempelberg beten dürfen. Über seine Schalom-Jerusalem-Stiftung bringt er Menschen aus aller Welt im Gebet zusammen. Mit Israelnetz hat der ehemalige Knessetabgeordnete über den Bau des Dritten Tempels, Toleranz und die Gefahr religiösen Hochmuts gesprochen.

Die Fragen stellte Dana Nowak

Israelnetz: Vor sechs Jahren verübte ein Palästinenser in Jerusalem ein Schussattentat auf Sie. Sie wurden schwer verletzt. Wie geht es Ihnen heute?

Jehuda Glick: Körperlich viel, viel besser – Gott sei Dank! Ich habe an verschiedenen Stellen noch Schmerzen. Aber das Wichtigste ist, ich kann wieder ein normales Leben führen. Ich danke Gott, dass ich den Anschlag überlebt habe und wieder ich selbst sein kann.

In vielen Medien liest man von Ihnen immer wieder als „Tempelberg-Aktivist“. Was muss man sich darunter vorstellen?

Ich mag die Bezeichnung „Aktivist“ nicht. Das klingt nach jemandem, der draußen protestiert. Ich war Mitglied des Parlaments und habe die Knesset vor einem Jahr verlassen. Dann habe ich die „Schalom-Jerusalem-Stiftung“ gegründet. Wir wollen Menschen auf der ganzen Welt mit Jerusalem verbinden. Die Bibel beschreibt Gott als Schöpfer aller Menschen nach seinem Abbild. Er hat jeden von uns anders erschaffen. Er wollte unterschiedliche Nationen. Aber wir sind um einen Gott vereint.

Ich sehe mich als einen Diener der Öffentlichkeit, als einen Diener Gottes. Ich betrachte mich definitiv als eine Person, die versucht, in der Welt etwas zu verändern. Aber ich sehe mich nicht als Oppositionsperson. Ich sehe mich mehr als jemand, der versucht Brücken zu bauen, zu verbinden, als Person, die versucht mit den Herzen der Menschen zu sprechen.

Wie sieht das praktisch aus, wenn Sie Brücken bauen?

Ich war viel mit Touristen unterwegs, die wir auf den Tempelberg gebracht haben. Ich verfolge ein Konzept der Vielfalt, der Harmonie, der Inklusivität. In Zeiten von Corona mache ich das über Zoom und auf Sozialen Medien. Ich gehe mindestens einmal pro Woche zum Tempelberg. Die Leute schicken mir Gebetsanliegen und wir beten dort für sie. Ich bringe Menschen über Zoom oder andere Nachrichtendienste in Verbindung und wir beten zusammen. Wir hatten Leiter aus Afrika, die gemeinsam beteten, Menschen aus den USA, die für die Menschen in Afrika beten. Und während der großen Brände in Australien gab es Menschen, die für das Land beteten. Es ist eine Bewegung von Menschen, die glauben, dass die Welt eins ist und dass wir alle Verantwortung füreinander haben.

Und diese Menschen, mit denen Sie beten, sind Christen oder auch Juden?

Es sind viele Juden und viele Christen. Viele Menschen aus anderen Ländern. Ich überprüfe ihre Identität nicht, aber es sind

Menschen aus Indien, Indonesien, Abu Dhabi, Korea und aus Lateinamerika dabei – Menschen, die diese Idee verbindet.

Sie setzen sich dafür ein, dass Juden wieder auf dem Tempelberg beten dürfen. Warum ist Ihnen das so wichtig?

Laut der Bibel ist der Tempelberg das Zentrum des Gebets der Welt. Dass Menschen, die keine Muslime sind, dort nicht beten dürfen, ist verstörend. Dieser Ort sollte ein Symbol der Inklusivität, der Toleranz, des gegenseitigen Respekts und des Friedens sein. Es gibt dort Menschen, die auf Gewalt aus sind, auf Belästigung. Das ist das komplette Gegenteil von Gott und der Idee der Inklusivität. Ich setze mich nicht nur dafür ein, dass Juden dort beten dürfen. Ich kämpfe dafür, dass alle Menschen im Weltzentrum des Gebets beten dürfen. Wir haben die Bibel, die in so viele Sprachen übersetzt wurde. Sie ist ein Bestseller. So viele Menschen sind mit der Bibel verbunden und die Bibel spricht davon, dass Gott das Volk Israel erwählt hat und die Stadt Jerusalem als Zentrum der Welt. Dafür setzen wir uns mit der Stiftung ein. Wir glauben, dass wir in den Zeiten der letzten Tage leben. Und in dieser Zeit müssen wir sicherstellen, dass Jerusalem, der Thron Gottes, die Vorstellung Gottes widerspiegelt. Und Gottes Idee ist nicht Hass, sondern Frieden.

Vielen Muslimen gilt es als so schlimme Provokation, wenn Angehörige anderer Religionen auf dem Tempelberg beten, dass es zu gewaltsamen Ausschreitungen kommen kann. Wissen Sie, warum das so ist? Sind Sie darüber im Gespräch mit Muslimen?

Wir sprechen mit vielen Muslimen und wir haben viele muslimische Freunde. Leider gibt es verschiedene Orte auf der Welt, an denen radikale Muslime den Islam übernommen haben. Sie haben anfangs erwähnt, dass auf mich ein Anschlag verübt wurde – von einem Muslim. Aber später wurde ich von muslimischen Pflegern versorgt. Ich glaube, dass diese Muslime, die mich im Krankenhaus behandelt haben, viel mehr für den Islam tun als Menschen, die im Namen des Islam töten. Ich glaube, dass der Islam sehr oft von Menschen benutzt wird, die gewalttätig sind. Ich setze mich dafür ein, Verständnis unter den Menschen zu fördern. Viele Muslime, die mit mir zusammenarbeiten, haben Angst vor dem politischen Islam hier in Israel. Das ist beunruhigend. Denn wir sind nicht hier, um zu kämpfen. Wir sind hier, um zu kooperieren. Ich glaube, dass die Muslime in unserer Region nur davon profitieren können, mit Israel zusammenzuarbeiten. Ich strecke meine Hand in Frieden aus. Unsere Bewegung lädt Menschen aller Nationalitäten und Religionen ein, sich uns anzuschließen und Brücken zu bauen.

Die meisten Muslime, aber auch einige Juden sehen in Ihnen einen Extremisten und eine Gefahr für den Weltfrieden, weil Sie den Status quo auf dem Tempelberg ändern möchten.

Ich bin sehr radikal und eifrig, wenn es darum geht, Menschen zu lieben. Ja, ich bin ein Extremist, wenn es um Toleranz und um Inklusivität geht. Viele Menschen glauben, dass das, was sie denken, die Wahrheit ist und niemand sonst einen anderen Schlüssel zur Wahrheit hat. Ich bin sehr extremistisch, wenn es um dieses Problem geht. Ja, ich liebe Menschen wirklich. Ich liebe die Tatsache, dass wir andere Menschen respektieren sollen. Ich weiß, dass viele Menschen denken, dass Religion radikal sein sollte



Jehuda Glick wurde 1965 in den USA geboren. Als er acht Jahre alt war, wanderte seine Familie nach Israel aus.

und in ihrer Orthodoxie, ihrer Sturheit glauben, dass allein sie die Wahrheit kennen. Es ist schwer, Menschen zu erklären, dass Gott ein inklusiver Gott ist und möchte, dass die Menschen unterschiedlich sind – so als wäre die Menschheit ein Orchester. Die Trommel ist kein Cello und das Klavier ist keine Violine und die Flöte ist definitiv keine Trompete. Ich finde, das ist das Schöne an einem Konzert, dass jedes einzelne Instrument seinen Platz hat.

Manche Christen akzeptieren das nicht, manche Muslime akzeptieren das nicht. Manche Europäer akzeptieren keine Afrikaner. Manche Menschen erhöhen sich selbst. Ich bin ein Schüler König Davids und der sagte, sein Herz stehe nicht höher als andere. Wenn wir über Gott sprechen, dann sollten wir ein Instrument in Gottes Konzert sein und nicht jemand, der versucht, sich anderen aufzuzwingen. Und wenn die Leute uns deshalb als Extremisten betrachten, ja, dann sind wir Extremisten.

Mehrere jüdische Organisationen wollen den jüdischen Tempel wieder aufbauen. Das Jerusalemer Tempelinstitut bereitet seit

Jahrzehnten alles für die Wiederherstellung eines Dritten Tempels vor – wie die für den Tempeldienst notwendigen Utensilien oder die priesterlichen Gewänder. Können Sie sagen, ob alles bereit ist, fehlt noch etwas?

Der Tempel ist nicht nur das Gebäude. Nach dem Motto, gib mir eine Million Dollar und wir werden einen Tempel haben. Ja, das Tempelinstitut bereitet Gefäße vor. Und wir warten darauf, das Haus des Gebets für alle Nationen wieder aufzubauen. Aber es gibt ein noch wichtigeres Gefäß. Und das sind die Seelen und die Herzen der Menschen. Der Wiederaufbau des Tempels als Gebetshaus für alle Nationen muss Teil einer humanitären Bewegung sein. Wir müssen unser Herz für die Waisen und die Witwen öffnen. Wir müssen unsere Herzen für Behinderte öffnen. Das ist die Idee eines Tempels. Ein Tempel verändert die Welt. Jeder einzelne Mensch ist einzigartig und besonders. Wir reden also über die Gefäße, die vorbereitet werden müssen. Das wichtigste Gefäß ist wirklich die Bereitschaft, all unsere negativen Gefühle aus unseren Herzen und Seelen zu entfernen und unsere Herzen zu öffnen. Das lässt zu, dass Gott in diese Welt kommt und nicht hinausgedrängt wird.

Auf dem Tempelberg stehen mit dem Felsendom und der Al-Aqsa-Moschee islamische Heiligtümer. Jede kleinste Veränderung am Status quo sorgt für Zündstoff. Es scheint kaum vorstellbar, das dort wieder ein jüdischer Tempel stehen könnte.

Er wird nicht gebaut werden, wenn es uns nicht gelingt, dafür die Unterstützung der muslimischen Welt zu erhalten. Dass die Lage des Tempels, das Zentrum des Felsendoms, Hass, Schrecken und Aufstachelung im Namen Gottes darstellen, ist in meinen Augen etwas sehr Schreckliches. So etwas dürfen wir nicht tolerieren. Nein, wenn es um den lebendigen Gott geht, dann sollte es ein Ort des Friedens sein. Und deshalb glaube ich, dass wir versuchen müssen, auch die Herzen der muslimischen Welt zu berühren. Das wird nicht einfach.

Wir müssen entschlossen und hingebungsvoll sein. Wir müssen demütig und bescheiden zu der Einsicht gelangen, dass Gott uns als sein Werkzeug benutzt. Das braucht Zeit. Vor 100, 200 Jahren bezeichnete die christliche Welt Juden als Feind. Sie sah im jüdischen Volk ein Symbol für das Böse. Aber wie Sie wissen, gibt es heute viele Christen, die Israel unterstützen. Ich denke, das Gleiche geschieht langsam in der muslimischen Welt. Wir sehen viele arabische Länder, die näher an Israel heranrücken. Wir versuchen, die ganze Menschheit zu erreichen. Als Deutsche kommen Sie aus einem Land, das gerade im vergangenen Jahrhundert eine schmerzhafteste Geschichte mit Israel hatte. Aber heute arbeiten Israel und Deutschland eng zusammen. Wer hätte das vor 80 Jahren gedacht? Wir müssen also glauben, dass sich die Dinge verändern können. Wir haben es mit unseren eigenen Augen gesehen, und wir müssen weiterhin glauben, dass wir diese Veränderung bringen können.

Vielen Dank für das Gespräch! |

Wie auf dem Tempelberg ein Gebetshaus für alle Völker aussehen könnte und was der Messias mit dem Dritten Tempel zu tun hat, lesen Sie in einer längeren Version des Interviews auf www.israelnetz.com.

Weitere Informationen unter www.shalomjerusalem.org
2021 will Jehuda Glick für das Amt des Staatspräsidenten kandidieren. Das Interview wurde vor dieser Bekanntgabe geführt.

„Ein Miteinander ist möglich“

Asriel und Varda Simchoni sind Siedler der ersten Stunde. Sie erinnern sich an die Anfangsjahre ihrer Wahlheimat Ofra. Unausweichlich kommen sie auch auf die damals guten Beziehungen mit den arabischen Nachbarn zu sprechen. Das klingt dann ganz anders als das, was vielfach über Siedlungen in den Medien zu lesen und zu sehen ist.

Mirjam Holmer



In seinem geräumigen Wohnzimmer steht Asriel Simchoni vor einem großen Bücherregal: „Irgendwo hier muss er sein, der Koran.“ Der religiöse Jude sucht zwischen den zahlreichen Kommentaren jüdischer Gelehrter. Im obersten Regal wird er schließlich fündig. „Mein Vater hat Bücher geliebt. Er hat mir auch dieses Buch geschenkt. Schau, hier siehst du es: ‚Der Koran, aus dem Arabischen ins Hebräische übersetzt von Josef Rivlin‘, dem Vater unseres heutigen Präsidenten.“ Freudig schlägt er das Buch auf und liest daraus vor. Dazu erklärt er: „Im Gegensatz zu den Eltern vieler meiner Freunde hat mein Vater uns nicht verboten, im Koran oder im Neuen Testament zu lesen.“

Diese Prägung kommt ihm heute zugute: Simchoni lebt in der Siedlung Ofra, die in unmittelbarer Nähe der arabischen Ortschaften Ejn Jabrud und Silwad liegt. Er ist ein Siedler der ersten Stunde. Geboren ist Simchoni 1946 im Jerusalemer Buchari-Viertel, einem der ersten Viertel außerhalb der Altstadtmauern. „Ich bin die vierte Generation im Land und gehöre zu den Sepharden“, den orientalischen Juden. Als sein Urgroßvater in den 1880er Jahren aus Turkmenistan ins verheißene Land kam, zählte er zu den Gründern des Buchari-Viertels. „Bis heute ist das von ihm gebaute Gebäude sehr präsent im Viertel und beherbergt eine der größten jüdischen Hochschulen, die Kamnitz-Jeschiva.“

Dass Simchoni religiöser Jude ist, wird bereits an seinem Hauseingang deutlich. In Stein gehauen sind die Worte aus Psalm 135: „Wenn ich dich vergesse, Jerusalem, so verdorre meine Rechte“. Weitere Bibelverse sind in großen Lettern an den Wohnzimmerwänden angebracht. Selbst ist Simchoni noch nie im Ausland gewesen, bringt aber eine große Offenheit für seine Mitmenschen und Andersdenkende zum Ausdruck: „In den zwei Jahren vor unserer Bar Mitzva ging mein Vater mit mir und meinen Geschwistern an jedem Schabbat in eine andere Synagoge in den Gottesdienst. Wenn mir der Gottesdienst irgendwo nicht gefiel, sagte mein Vater: ‚Dann gehen wir dort nächste Woche nochmal hin.‘ Manchmal hatten wir weit zu laufen, aber dadurch habe ich einen großen Weitblick bekommen.“

Als Asriel 1973 Varda, eine Jüdin mit nordeuropäischen Wurzeln, heiratete, war es trotzdem nicht immer einfach. Sie erzählt:

„Weitgehend habe ich die Bräuche der Sepharden übernommen, aber natürlich war es vor allem anfangs nicht immer einfach, dass ich Aschkenasin war und er Sepharde. Heute bin ich aber in jeder Hinsicht eine Sephardin.“ Ihr Mann wirft lachend ein: „Zumindest fast. Denn du gehst in eine aschkenasische Synagoge.“ Ernster fügt er hinzu: „Aber, Gott sei Dank, unsere Tochter ist mit einem Jemeniten verheiratet und unser Sohn mit einer Aschkenasin. Wir wollen jedem Menschen mit Offenheit begegnen, ganz gleich seiner politischen oder religiösen Ausrichtung.“

Asriel berichtet: „Nach unserer Hochzeit zogen wir nach Kiriath Jovel. Aber schon bald wollten wir nicht mehr in der Stadt wohnen und suchten nach einem Jischuv. Als ich 1975 zum ersten Mal nach Ofra kam, gab es hier keine Erde. Nur Felsen. Es war so unheimlich still wie auf einem Friedhof. Man könnte fast sagen, es war eine ohrenbetäubende Stille, es gab keine Bäume, nicht einmal Vogelgezwitscher.“

Ein kahles Land

„Als ich nach Ofra kam, wohnten etwa 15 Familien hier. Wir begannen, mit LKW Erde heranzukarren. Zunächst kam ich einmal die Woche als Freiwilliger, um Wache zu halten. Am 19. Februar 1976 zogen wir dann nach Ofra. Ich erinnere mich an diesen Tag, als wäre es mein Geburtstag. Varda war schwanger mit unserem ersten Kind, der Jischuv war wenige Monate alt.“

Simchoni strahlt, wenn er sich an diese Gründerzeit erinnert: „Als mein Vater uns hier im Februar 1976 zum ersten Mal besuchte, war er so glücklich! Es war, als wären ihm Flügel gewachsen.“ Er geht mit großen Schritten durchs Wohnzimmer: „So ging er über diese Erde. Er sagte mir: ‚Dein Urgroßvater war ein Pionier und nun bist auch du Pionier, weil du außerhalb von Jerusalem siedelst.‘“

Heute hat Ofra rund 4.000 Einwohner. Der Ort ist knapp 30 Kilometer nördlich vom Jerusalemer Stadtzentrum gelegen, direkt an der Straße 60, die das nördliche Westjordanland mit der Hauptstadt verbindet. Die Atmosphäre ist idyllisch, Kinderlachen allgegenwärtig. Es gibt mehrere Kindergärten und Grundschulen, sogar eine weiterführende Mädchenschule.

„Ursprünglich war Ofra das Lager für die jordanische Legion“, erzählt Asriel über die Zeit vor dem Sechs-Tage-Krieg 1967, als Jordanien das Gebiet kontrollierte. „Das Tal neben dem Tel Chatzor, wo das Militär stationiert war, hatte einen großen Vorteil: Man konnte die Straße entlangfahren, ohne dass man die Militärbasis sehen konnte. Die Jordanier hatten Häuser gebaut, sie aber nie fertiggestellt, sodass niemand drin gewohnt hatte. Wir jungen Israelis bezogen nun diese halbfertigen Bauten, in denen der Fußboden aus Felsen bestand.“ Simchoni tritt vor die Tür und zeigt auf den gegenüberliegenden kahlen Hügel: „Schau, genauso sah Ofra damals aus.“ Es habe einen beduinischen Wächter gegeben, der war noch von König Hussein aus Jordanien eingesetzt. Das Dorf war voller Müll und Gestank. „Als wir kamen und aufräumten, freuten sich die Beduinen aus der Gegend.“ Varda erzählt: „Zu den Beduinen hatten wir gute Beziehungen. Wir kauften bei ihnen ein. Sie begrüßten uns stets und waren sehr herzlich.“ Lange sei es überhaupt nicht klar gewesen, ob „das Siedlungsprojekt“ weitergehen könne. „1977, als Schimon Peres übergangsweise Premierminister war, gingen einige von uns zu ihm, um seine Erlaubnis einzuholen. Er gab keine Erlaubnis, hinderte aber auch nicht am Weiterbau. Wahrscheinlich wollte er sich nicht unbeliebt machen und dachte, wir würden den schwierigen Lebensbedingungen ohnehin nicht lange standhalten.“

Respekt für die Nachbarn

Wenn Simchonis an die ersten Jahre in der Siedlung denken, denken sie immer wieder auch an die guten Beziehungen zu den arabischen Nachbarn: „Wir bauten im Ort eine Feldschule auf, ein Programm, für das Schüler zu uns kommen, um eine praktische Ausbildung als Ergänzung zum theoretischen Unterricht zu erhalten. Uns war wichtig, dass die Schüler lernten, Rücksicht auf ihre Umwelt zu nehmen. Zum Beispiel durften sie niemals die bestellten Felder betreten oder die Früchte der Araber pflücken. Bei uns lernten sie auch, auf die Friedhöfe der umliegenden Beduinenstämme achtzugeben, die für ungeübte Augen oft nicht erkennbar sind. Die Araber achteten uns dafür. Oft luden sie uns auf einen Kaffee ein.“ Asriel erinnert sich gern an die Zeit: „Oft kamen sie, um uns Trommeln, Zupfinstrumente, selbstgebaute Flöten oder anderen Krimskrams anzubieten. Unsere Leute kauften das gerne.“ Damals sei die Atmosphäre eine andere gewesen,

Vom Wehrdorf zum Friedenshindernis

Zwischen 1950 und 1967 war das biblische Kernland Judäa und Samaria von Jordanien annektiert – die Völkergemeinschaft akzeptierte dies nie. Im Sechs-Tage-Krieg eroberte Israel dieses Land – nach und nach begannen Juden dort zu siedeln. Deutsche Leitmedien wie „Spiegel“ und „Zeit“ bezeichneten die Ansiedlungen zunächst verständnisvoll als „Wehrdörfer“ und berichteten durchweg positiv über sie und ihre Bewohner, die „Neuzeit-Pioniere“. Israel habe die Argumente auf seiner Seite, notierte etwa die „Zeit“ im September 1967, „solange arabische Nationalisten weiterhin den revolutionären Volkskrieg predigen, solange weiterhin Bombenleger und Hammeldiebe Israels Grenzen unsicher machen“. Seit Ende der 70er Jahre werden die Siedlungen in der europäischen Presse fast durchweg als „Friedenshindernis“ bezeichnet. Juden verwenden oft den neutralen Begriff „Jischuv“, „Ansiedlung“.

Ofra ist eine von mehr als 130 Siedlungen, in denen 460.000 Juden als israelische Staatsbürger leben

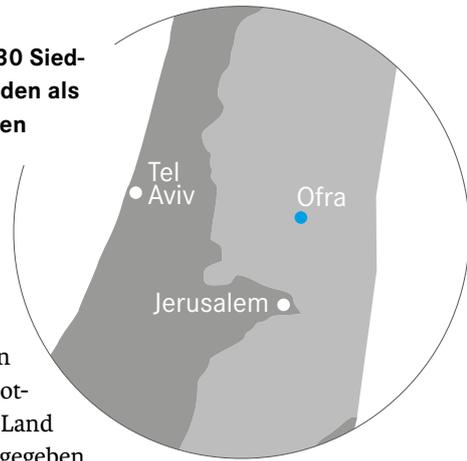
die Beziehungen freundschaftlich. „Ich weiß nicht, ob sie uns wirklich mochten“, sinniert Asriel. „Aber sie waren immer freundlich und immer wieder hörten wir von Arabern, die sagten: ‚Es ist Gottes Wille, dass ihr auf diesem Land wohnt. Er hat euch diese Erde gegeben. Es ist gut, dass ihr hier seid.‘“

Sie hatten einen Wächter, aber eigentlich nie wirkliche Grenzen. Wie in allen Siedlungen üblich, ist auch Ofra heute umzäunt und die Einfahrt nur durch eine Schranke möglich. „Damals kamen die Araber, um in unserem kleinen Laden einzukaufen. Wir lernten von ihnen und sie von uns. Wir kannten uns mit Namen. Die Probleme begannen dann nach einigen Jahren, als Juden, die dafür bezahlt wurden, zu den Arabern kamen und ihnen sagten, wir Siedler hätten ihnen ihr Land weggenommen. Plötzlich redeten auch unsere arabischen Nachbarn von der ‚Besatzung‘. Die, die am lautesten von Menschenrechten redeten, säten eigentlich Zwietracht.“

Asriel ist zwar Landwirt, arbeitete aber viele Jahre auf dem Bau. Auch dort hatte er zahlreiche Kontakte zu Arabern. „Ich stellte fest, dass Arabisch viele Parallelen zu Hebräisch aufweist, also lernte ich etwas Arabisch. Durch die Sprache bekam ich eine Verbindung zu den Menschen. Ich fragte sie auch immer wieder nach neuen Wörtern, das brachte mir Respekt ein. Wir aßen gemeinsam, auch das hat Gemeinschaft geschaffen.“

Varda erinnert ihren Mann lachend an einen der Arbeiter aus Bethlehem: „Erinnerst du dich, dass er dir deine Tochter zur Frau geben wollte?“ Asriel erzählt: „Da war diese große Baustelle. Wir waren etwa 400 Arbeiter. Und eines Tages lud mich der Vorarbeiter zum Kaffee ein und sagte: ‚Ich habe dich beobachtet. Du bist ein guter Mann. Ich möchte, dass du meine Tochter heiratest.‘ Ich wusste, das ist eine große Ehre. Aber es war mir unangenehm, ich war doch längst verheiratet! Also sagte ich ihm: ‚Aber hier sind so viele Muslime. Ich bin Jude. Warum willst du ausgerechnet mich zum Schwiegersohn?‘ Er sagte: ‚Wo ist das Problem: Ich glaube an Muhammad und du an Mosche. Aber wir beide essen kein Schweinefleisch. Ich sehe, wie du mit den Menschen hier umgehst. Du bist ein guter Mann.‘ Ich versuchte nochmals abzulehnen: ‚Aber ich bin doch schon verheiratet!‘ Da sagte er: ‚Na und? Bist du Sepharde oder Aschkenase? Ihr Sepharden habt doch keinen Rabbi Gerschom, der euch verboten hätte, mehr als eine Frau zu nehmen.‘“ Dieser Mann habe recht gehabt: „Mein eigener Urgroßvater hatte mehrere Frauen. Ich war fasziniert, dass dieser Araber so viel über uns wusste! Er arbeitete als Steinmetz und war ein sehr fleißiger Mann. Ich fragte ihn, warum er diese schwere Arbeit tue. Er sagte mir: ‚Ich bin ein vermögender Mann. Ich habe Geld, Land, einen Laden, einen LKW und vermiete Häuser. Aber ich weiß, dass ich, wenn ich nicht mehr arbeiten würde, sterben würde.‘ Mir hat diese Arbeitsmoral stark imponiert.“

Varda ergänzt: „Natürlich war zwischen uns Juden und den Arabern nicht immer alles einfach. Aber wir haben immer wieder erlebt: Ein Zusammenleben ist möglich.“ |



Zurück zu Obama

Der Demokrat Joe Biden dient ab dem 20. Januar voraussichtlich als US-Präsident. Als solcher würde er im Nahen Osten einen weniger entschiedenen Ansatz verfolgen als sein Vorgänger Donald Trump. Damit ist Zwist mit Jerusalem vorprogrammiert. Eine Analyse

Daniel Frick

Joseph Robinette Biden

Geboren 1942 in Scranton, Pennsylvania

1965

Universitätsabschluss in Politik und Geschichte

1968

Universitätsabschluss in Rechtswissenschaft

Ab 1969

Anwaltstätigkeit

1970

Eintritt in die Demokratische Partei

1973–2009

US-Senator für Delaware

1988 & 2008

Erfolgreiche Bemühungen um Kandidatur für das Präsidentenamt

2009–2017

US-Vizepräsident unter Barack Obama

2017

Freiheitsmedaille des Präsidenten (überreicht durch Obama)

2020

Demokratischer Kandidat bei der US-Präsidentenwahl

Das Rennen um das Weiße Haus hat sich im Verlauf des 3. November als knapper erwiesen als vorhergesagt – erst nach Tagen kristallisierte sich ein Wahlsieg Joe Bidens heraus. Wäre es nach den Israelis gegangen, stünde das Ergebnis hingegen schon lange fest: In einer am 12. Oktober veröffentlichten Umfrage des Nachrichtensenders „i24 News“ sprachen sich 63 Prozent der Teilnehmer für eine Wiederwahl von Präsident Donald Trump aus, nur 19 Prozent sahen Herausforderer Biden als besseren Amtsträger. Rund 10 Prozent gaben an, es mache keinen Unterschied, wer am 3. November gewinnt.

In dieser Eindeutigkeit lässt sich mühelos der Unterschied zwischen Barack Obama und dessen Nachfolger Trump erkennen. Obama – und mit ihm auch Biden – steht für den im Jahr 2015 unterzeichneten Atomdeal mit dem Iran. Der versorgte das islamistische und israelfeindliche Regime in Teheran aufgrund der Aufhebung der Sanktionen mit Milliardenennahmen. Unter anderen profitierte davon die libanesische Terror-Miliz Hisbollah an der israelischen Nordgrenze.

Trump bot in den vergangenen vier Jahren mit seiner entschieden pro-israelischen Politik dazu ein Kontrastprogramm. Zu den Höhepunkten dieser Politik zählen die Verlegung der US-Botschaft nach Jerusalem und der Ausstieg aus dem Atomdeal im Mai 2018.

Änderung in Teilen

Biden hatte im Wahlkampf angekündigt, den Austritt rückgängig zu machen und dann nochmal nachzuverhandeln, „wenn sich der Iran wieder streng an die Regeln des Nukleardeals hält“. So formulierte er es in einem Kommentar für CNN am 13. September. Das allerdings ist eine hohe Hürde. Der Iran verstößt laut der Internationalen Atomenergiebehörde (IAEA) derzeit gegen die Bestimmungen des Deals; laut manchen Kritikern, wie etwa dem Historiker und Politologen Matthias Küntzel, tat er das von Anfang an.

Nicht rückgängig machen will Biden indes den Botschaftsumzug. Er stellte jedoch klar, dass er diesen kritisch sieht. Aus seiner Sicht wäre es

besser gewesen, wenn Israel dafür „wichtige Zugeständnisse für den Frieden“ hätte machen müssen. Kritisch sieht Biden auch die im November 2019 bekanntgegebene Auffassung der Trump-Regierung, Siedlungen seien grundsätzlich legal: „Diese Entscheidung schadet dem Anliegen der Diplomatie und bringt uns weiter weg von einer erhofften Zwei-Staaten-Lösung.“

Vorprogrammierter Konflikt

Mit dieser Haltung deutet sich bereits ein Zwist mit dem israelischen Premier Benjamin Netanyahu an. Denn dieser hatte zuletzt mit Blick auf die Abkommen mit arabischen Staaten immer wieder seine Doktrin betont: Abkommen dieser Art seien möglich durch eine Position der Stärke und ohne Zugeständnisse, die Israel gefährden oder Israelis entwurzeln – sprich: ohne die Aufgabe des Westjordanlandes oder Ostjerusalems.

Diese unterschiedlichen Ansätze hatten in den Obama-Jahren zu eisigen Beziehungen geführt. Angesichts der Abkommen – die Argumente für Netanjahus Ansatz liefern – wird es Biden schwer haben, zur Linie Obamas zurückzukehren und „Zugeständnisse“ zu fordern. In jedem Fall plant er, die Beziehungen zu den Palästinensern neu aufzubauen. Unter Trump hatten sich diese abgekühlt, auch durch die Schließung des PLO-Büros in Washington Anfang 2019 und die Verlegung des Ostjerusalem US-Konsulats in die Botschaft. Biden will beide Einrichtungen wieder eröffnen.

Zeitverschobenes Denken

Zugleich prangert der demokratische Kandidat auch die palästinensischen Politiker an: Diese müssten mit Hetze aufhören und Terrorgewalt verurteilen. Außerdem hätten sie in der Vergangenheit Chancen verpasst, zu einem eigenen Staat zu kommen. Doch auch an solchen Worten lässt sich ein Unterschied zu Trump festmachen: In Trumps Denken hatten Appelle und Ermahnungen dieser Art ihre Zeit – aber die sei nun vorbei. Es habe sich erwiesen, dass auf diese Weise mit Blick auf den Frieden keine Fortschritte zu machen seien. Der im Januar dieses Jahres vorge-



stellte Nahost-Plan entspricht dieser Haltung: Er ist als vielleicht letztes Angebot zu verstehen, das die Palästinenser annehmen können oder nicht. Diskutiert wird nicht mehr, jedenfalls nicht mehr über Themen wie die Jerusalem-Frage.

In Reaktion auf den Trump-Plan twitterte Biden indes: „Für einen Friedensplan müssen beide Seiten zusammenkommen. Das ist ein politischer Trick, der einseitige Annexions-Manöver nach sich ziehen und den Frieden weiter zurückwerfen könnte. Ich habe mein Leben damit verbracht, die Sicherheit und das Überleben eines jüdischen und demokratischen Israels zu fördern. So tut man es nicht.“

Ein Gemäßigter unter den Demokraten

In den Fragen der Sicherheit hat Biden im Wahlkampf tatsächlich etwas vorzuweisen: Andere Bewerber um die Kandidatur, wie Bernie Sanders, forderten eine Kürzung der Militärhilfen je nach den politischen Entscheidungen in Jerusalem. Biden erteilte diesem Denken eine Absage: „Ich werde angesichts der schweren Bedrohungen, denen Israel ausgesetzt ist, keine Bedingungen für die Sicherheitsunterstützung stellen. Das wäre unverantwortlich.“

Biden gehört damit zu den „Moderaten“ in seiner Partei – und wie sich herausstellt, ist er auch moderater als Obama. Dem Vernehmen nach sprach sich Biden in den letzten Amtstagen Obamas dagegen aus, die berüchtigte Reso-

lution 2334 im UN-Sicherheitsrat durchgehen zu lassen. Obama hätte sie mit einem Veto stoppen können. Israel sieht in der Resolution eine einseitige Verurteilung und in Obamas Manöver den Tiefpunkt der Beziehungen zu den USA.

„Smart“ gegen den Iran

Wenn Biden Ende Januar voraussichtlich das Präsidentenamt antritt, wird die spannendste Frage sein, wie es mit den Abkommen zwischen Israel und der arabischen Welt weitergeht. Nach den Worten von Mossad-Chef Jossi Cohen ist Saudi-Arabien willig, würde mit Biden als Präsident jedoch abwarten. Nicht ohne Grund: Der 78-Jährige hatte deutlich gemacht, dass er eine kritischere Haltung zu dem Königreich einnimmt als Trump. Er will die Beziehungen „überprüfen“, gerade auch vor dem Hintergrund des Mordes an dem Journalisten Dschamal Chaschoggi im Oktober 2018.

Biden betonte zugleich, er habe auch bezüglich des Regimes in Teheran „keine Illusionen“, was die destabilisierende Rolle im Nahen Osten betrifft wie auch die Bekämpfung von Protesten im Inneren. Doch gebe es einen „smarten Weg“, damit umzugehen. Aktionen wie die Tötung des Kommandeurs der Al-Quds-Einheit der Iranischen Revolutionsgarde, Kassem Sulaimani, gehören für Biden nicht dazu; dies habe den Iran nur provoziert. Mit ihm als Präsidenten böte sich die Gelegenheit zu zeigen, wie der von ihm angekündigte „effektivere“ Weg aussieht. |

Ein halbes Jahrhundert im Geschäft: Biden ist mit der Washingtoner Politik besonders vertraut

Gegen eine Normalisierung

Der verstorbene Diplomat Saeb Erekat folgte als Chefunterhändler den Richtlinien der palästinensischen Führung. Folglich lehnte er die israelischen Abkommen mit arabischen Staaten ab. Konsequenterweise blieb er dennoch nicht – denn medizinische Hilfe aus Israel nahm er gerne in Anspruch.

Elisabeth Hausen

Palästina findet sich heute zwischen zwei Epidemien: Zu einer Zeit, in der unser ganzes Volk mit dem Coronavirus zu tun hat, geht es mit der gleichen Entschlossenheit gegen die Epidemie der kolonialistischen Besatzung vor.“ Dies sagte der langjährige Chefunterhändler Saeb Erekat im März laut der offiziellen Zeitung der Palästinensischen Autonomiebehörde (PA), „Al-Hajat al-Dschadida“. Am 10. November ist er mit 65 Jahren an den Folgen einer Corona-Infektion gestorben, während ihm die Besatzungsmacht offenbar weniger anhaben konnte: In den letzten Wochen seines Lebens vertraute er sich israelischen Ärzten an.

Erekat wurde am 18. April 1955 im Jerusalemer Vorort Abu Dis geboren und wuchs in Jericho auf. Er studierte Internationale Beziehungen an der Staatlichen Universität San Francisco in Kalifornien. Anschließend promovierte er in der englischen Stadt Bradford in Friedens- und Konfliktstudien. Als Professor der Politikwissenschaft lehrte er an der An-Nadschah-Universität in der palästinensischen Autonomiestadt Nablus. Noch im September erhielt er einen Ruf der Harvard-Universität im US-Bundesstaat Massachusetts für ein Projekt zur Zukunft der Diplomatie.

Der katarische Sender „Al-Dschasira“ nannte Erekat das „öffentliche Gesicht der palästinensischen Sache“, deutsche Medien zeigten sich in ihren Nachrufen angetan von dem Mann, „der Hoffnung machte“. In der Tat war der Fatah-Politiker in seinen über 20 Jahren als Chefunterhändler oft der erste Palästinenser, der Journalisten Rede und Antwort stand. Er nahm 1991 an der Nahostfriedenskonferenz in Madrid teil und gehörte 2000 zur Gesandtschaft, die unter Jasser Arafat mit dem damaligen israelischen Premierminister Ehud Barak in Camp David verhandelte.

Erfolg bei der UNO

Der Generalsekretär der „Palästinensischen Befreiungsorganisation“ (PLO) setzte sich für eine Zwei-Staaten-Lösung mit den „Grenzen von 1967“ und für eine Anerkennung von Rechten ein, die den Palästinensern aus seiner Sicht zustehen. Als Erfolg konnte er verbuchen, dass die Vereinten Nationen im November 2012 „Palästina“ zum Beobachterstaat aufwerteten.

Doch um palästinensische Interessen durchzusetzen, beteiligte er sich auch an der Verbreitung von Unwahrheiten. So behauptete er im Mai 2002 gegenüber dem amerikanischen Nachrichtensender CNN, bei einem Einsatz im Flüchtlingslager Dschenin habe die israelische Armee 500 Palästinenser „umgebracht“ und die meisten seien Zivilisten gewesen. Später korrigierten offizielle palästinensische Quellen die Angaben auf 53 tote Palästinenser, von denen zwei Drittel bewaffnete Kämpfer waren. Mit Sprengfallen hatten sie 23 israelische Soldaten getötet.

Mitunter setzte Erekat die israelische Besatzungspolitik mit



Wollte von einer israelischen Normalisierung mit arabischen Staaten nichts wissen: Saeb Erekat

Terror gleich, etwa im Januar 2015 mit dem Islamischen Staat: „Es gibt keinen Unterschied zwischen dem Terrorismus (...) von Abu Bakr al-Baghdadi und Israels Terrorismus.“

Er selbst hofierte auch Terroristen wie den Vorsitzenden der „Volksfront zur Befreiung Palästinas“ (PFLP), Ahmad Sa’adat. Wegen der Ermordung des israelischen Tourismusministers Rehavam Se’evi im Jahr 2001 sitzt dieser bis heute in Haft. Der Unterhändler sprach ihn 2010 in einem Brief als „lieben Bruder“ an und kritisierte den Umgang der „Besatzung“ mit palästinensischen Häftlingen. Weiter schrieb er: „Unser Geliebter, die Dunkelheit des Gefängnisses wird zu einem Ende kommen. Wir glauben, dass wir uns bald treffen werden und den Sieg und die Befreiung und die Freiheit feiern, für alle Häftlinge.“

Den Nahostfriedensplan von US-Präsident Donald Trump lehnte Erekat ab. Ebenso wandte er sich, wie die gesamte PLO, gegen die Normalisierung arabischer Staaten mit Israel. Das Geheimtreffen zwischen Netanjahu und dem sudanesischen Übergangsregierungschef Abdel Fattah al-Burhan Anfang Februar verunglimpfte er als „Messerstich in den Rücken der palästinensischen Sache“. Nach den Abkommen zwischen Israel, den Vereinigten Arabischen Emiraten und Bahrain sprach er von der „Geburt des arabischen Zionismus“ und einem „vergifteten Dolch, der in den Rücken der Palästinenser gestoßen wird“.

Am 8. Oktober wurde Saeb Erekat positiv auf das Coronavirus getestet. Da er sich 2017 in den USA einer Lungentransplantation unterzogen hatte, bat die PA Israel, ihn in die Hadassah-Klinik im Jerusalemer Stadtteil Ein Kerem aufzunehmen. Dort starb er am 10. November. Er hinterlässt seine Ehefrau Naema, vier Kinder und acht Enkel. |

BIBELBLICK

Israel – gesegnet und geheiligt

Der Gott Israels offenbart sich als Schöpfer der Welt. Noch mehr: Juden und Christen glauben, dass dieser Gott Geschichte schreibt. Der Glaube an Gott bekennt sich zur Verantwortung des Menschen für sein Tun und betont zugleich, nichts geschehe ohne Gottes Willen. Das Weltgeschehen ist nicht eine Vielzahl von Zufällen, sondern Gottes Heilsgeschichte.

Egmond Prill

In besonderer Weise wird Gottes Tun in der Geschichte und dem Geschick Israels sichtbar. Gott lebt, indem er nicht aufhört, mit diesem Volk Geschichte zu machen. Der Prophet Hesekiel beschreibt im Kapitel 36 inmitten der großen Katastrophe, die in die babylonische Gefangenschaft des Volkes mündete und die Verwüstung des Landes mit sich brachte, eine neue Heilszeit für Land und Volk. Die bescheidene Rückkehr des Volkes aus Babylon, die weltweite Zerstreuung in der Zeit der Römer und die Heimkehr des Volkes in unseren Tagen sind gleichermaßen in Hesekiel 36 zu erkennen. Neben dem Heil für das Volk wird die Zukunft für das Land angesagt: „Ihr Berge Israels sollt wieder grünen und eure Frucht bringen meinem Volk Israel, denn bald sollen sie heimkehren. Denn siehe, ich will mich wieder zu euch kehren und euch mein Angesicht zuwenden, dass ihr angebaut und besät werdet.“

Wer heute durch Israel reist, muss das nicht mehr glauben – es ist zu sehen. Ein Zeugnis der Wirklichkeit Gottes. Die Erneuerung Israels in der Endzeit ist das große Zeichen Gottes für die Welt. An diesem Punkt dürfen wir kurz innehalten: Drei Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, nach dem Ende der Katastrophe von Auschwitz, beginnt die Geschichte des modernen Staates Israel. Es gab den mörderischen Plan einer „Endlösung der Judenfrage“ in der nationalsozialistischen Zeit. Noch in den Wirren der Nachkriegszeit beschlossen die Vereinten Nationen das Ende des britischen Mandats „Palästina“ und die Teilung des Gebietes. Damit ermöglichten sie die Gründung eines „Judenstaates“, der den Namen „Israel“ erhielt. Heute ist der Staat Israel trotz Krieg und Terror stark und stabil, ein sicherer Hafen für die Juden der Welt. Die Einwanderung geht weiter. In den vergangenen Jahrzehnten kamen Juden in der Tat von den Enden der Erde. Aus Polen, Russland und der Ukraine, aus den USA, Argentinien und Chile, aus Österreich, Frankreich und Deutschland, aus Äthiopien, Indien und dem Irak.



Israel – Vollendung in der Zukunft

Laut Hesekiel 36 wird Gott sein Volk reinigen, segnen und heiligen. Das steht noch aus und ist Zukunftsmusik. Von einem neuen Herzen und einem neuen Geist ist die Rede.

„So spricht Gott der HERR: Zu der Zeit, wenn ich euch reinigen werde von allen euren Sünden, will ich die Städte wieder bewohnt sein lassen, und die Trümmer sollen wieder aufgebaut werden.“

Hesekiel verheißt an einem Tiefpunkt der Geschichte Israels für die nahe Zukunft die Rückkehr ins Land, das wieder grünen und blühen wird. Zugleich verheißt er für eine ferne Zeit die Erneuerung Israels. Als roter Faden zieht sich durch das Kapitel 36 der Fingerzeig, dass am Handeln Gottes dessen Größe und Güte erkennbar wird. So sollen die Berge und Hügel, die Bäche und Täler, soll das Land erfahren, dass Gott der Herr ist (V. 11). Die Heiden, das heißt alle Völker der Welt, sollen erfahren, dass er Gott ist (V. 23). Und schließlich soll auch Israel erkennen, dass Gott der Herr ist (V. 38).

Aus über einhundert Staaten der Erde sind Juden gekommen. Sie bilden heute das Volk Israel, das zuerst gesammelt und dann erneuert wird. Unvorstellbar noch vor 150 Jahren: Ein moderner demokratischer Staat, in dem neben der jüdischen Mehrheit gleichberechtigt auch Araber und Minderheiten wie Drusen und Tscherkessen leben. Zeigt sich vor unseren Augen, was Hesekiel 47,21–23 beschreibt?

„Wenn ihr das Los werft, um das Land unter euch zu teilen, so sollt ihr die Fremdlinge, die bei euch wohnen und Kinder unter euch zeugen, halten wie die Einheimischen unter den Israeliten; mit euch sollen sie ihren Erbbesitz erhalten unter den Stämmen Israels, und ihr sollt auch ihnen ihren Anteil am Lande geben, jedem bei dem Stamm, bei dem er wohnt, spricht Gott der HERR.“ |

Israel 2021

classic

9,50 €

zzgl. Versand



Der Israelnetz-Kalender „classic“ zeigt bekannte und interessante Motive aus dem Heiligen Land. Das praktische Kalendarium enthält neben den christlichen und gesetzlichen Feiertagen auch die jüdischen Festtage mit einer Erklärung.

Auf vielfachen Wunsch unserer Leser jetzt mit dem Sonntag als Wochenbeginn.

Der Wandkalender hat ein Format von 48x34 cm, ist auf hochwertigem Papier gedruckt, verfügt über eine Ringbindung und ist exklusiv bei Israelnetz erhältlich.

Christliche Medieninitiative pro e.V.
Charlotte-Bamberg-Straße 2 | 35578 Wetzlar
Telefon 06441 5 66 77 00

Bestellen Sie per
Telefon (0 64 41) 5 66 77 52 oder auf **israelnetz.com**